

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herald“

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 22. Oktober 1897

No. 7, Jahrgang 18.

Zwei Brüder.

Deutsch-Amerikanische Erzählung, von W. v. Schierbrand.

Es ist sonderbar, wie verschieden in Allem oft die Söhne derselben Eltern sind. Aber solche Fälle sind zahlreich genug, daß wahrscheinlich ein Jeder sich auf dergleichen erinnern kann. Walter und Paul Münder waren solche Brüder. Ihr Vater stammte aus Deutschland und hatte sich im westlichen Texas eine Ranch gekauft, wofür er eine lange Reihe von Jahren wie ein Einsiedler, fern von allen Zeichen der Cultur, und nur darauf bedacht, die Ranch allmählich in blühenden Zustand zu bringen und seine zahlreiche Familie einst in Wohlstand zurückzulassen, lebte. Münder war indes ein Mann von Bildung — einer jener deutschen „lateinischen Farmer“, wie deren heute noch im weiten Gebiet der Vereinigten Staaten hie und da anzutreffen sind, und die geistige Isolierung, die er sich selbst auferlegt hatte und die er mit eiserner Konsequenz durchzusetzen wußte, fiel ihm doch, am meisten aber in den ersten zehn Jahren, recht schwer. Damals hatte er sich angewöhnt, in seinen Briefen in die Heimath von seiner Befugung im rauen, wilden Texas, wo nur Cowboys und Indianer manchmal etwas Abwechslung in die Scenerie brachten, als seinen Patmos zu sprechen. Und bei allen handgreiflichen Realitäten seines einsamen und rauhen Lebens blieb der Mann doch ein Idealist sein ganzes Leben lang. Die Freiheit, die Unabhängigkeit in politischer Hinsicht, ein Leben frei von allen Heucheleien und Conventionalitäten des europäischen Continents, das hatte er gesucht hier im fernen Westen Amerikas, und das, so betonte er immer wieder, wenn ihm die Erinnerung an eine glückliche Jugendzeit und an die goldenen Tage seiner Burschenherlichkeit in der Seele aufstaueten, hatte er auch wirklich gefunden. Freilich, gestand er sich insgeheim, hatte er damit noch nicht das Glück gefunden. Sein Weib, die Tochter eines Richters in der ostpreussischen Heimath, war ein gebildetes, starkes Wesen, die nie den Ruch verlor und sich ganz wohl fühlte auf ihrem eigenen Grund und Boden, wo die Wiege ihrer Kinder stand.

Dem Vater nach war der älteste Sohn gerathen; Walter barg auch im Grunde seines Herzens denselben unauslöschlichen Idealismus, dieselbe stählerne Willenskraft, dasselbe starke Pflichtgefühl, das den Vater auszeichnete. Unermüdet lernte er — Abends strengte er seinen jugendlichen Verstand auf's Aeuzerste an, um soviel Kenntnisse wie möglich zu sammeln, und dabei war er schon als Knabe die verlässliche Stütze auf der Ranch, der kühnste Reiter, der beste Schütze der Umgegend. Paul, der zweite Knabe, war ganz das Gegentheil. Doch von ihm später. Mit 18 Jahren war Walter, der zum schlanken, kräftigen Jüngling herangewachsen, im Stande, die strenge Aufnahmeprüfung in West Point zu bestehen. Denn sein höchster Wunsch war von jeher gewesen, in die Bundesarmee einzutreten und als tüchtiger Officier sich seinem Vaterlande in den künftigen Kämpfen mit den Indianern nützlich zu erweisen. Es blieben noch genug Kinder auf der Ranch zurück, sagte er. Einige Jahre später, als er Lieutenant im 8. Cavallerie-Regiment geworden war, zeichnete er sich auch schon mehrfach bei einem Winterfeldzug gegen einen räuberischen Stamm der Apaches aus, der die Reservation verlassen und Tod und Verderben bis zur meritanischen Grenze hin verbreitet hatte. Walter liebte seinen Beruf, trotzdem er beschwerlich und wenig lohnend war, auf enthusiastische Weise, und sein Ruf als tüchtiger und tapferer Soldat stand bald bombenfest. Mit 25 war er schon zum Grade eines Ersten Lieutenants avancirt und hatte mehrmals ehrenvolle Wunden davongetragen.

Da besuchte er seine Eltern auf der Ranch und fand seinen jüngeren Bruder Paul in ziemlich verwehrlosem Zustand. Paul klagte über das öde, einsamliche Leben auf der Ranch, und Vater und Mutter klagten wieder über ihn, daß er träge, eitel und zu Nichts zu gebrauchen sei. Walter, der acht Jahre älter war, nahm den Burschen vor, und auf Paul's Drängen versprach er, sich seiner anzunehmen und ihm eine Crisanz in der Armee zu erbitten. In der kleinen Garnisonstadt, die mit dem Fort verbunden war, wo Walter sich befand, steckte er ihn in die beste Schule und ertheilte ihm außerdem noch selbst Privatunterricht, um ihn für West Point vorzubereiten, denn er fand Paul's geistige Fähigkeiten sehr vernachlässigt. Aber der ältere Bruder hatte von Anfang an die größten Schwierigkeiten mit dem Jüngeren. Allerdings besaß Paul, wie sein Bruder, eine ausgeprochene natürliche Gabe für jede Art von for-

perlicher Uebung, und in Fort Hutchin-son war er unter den Damen bald be-kannt als der eleganteste Tänzer und der feurigste Courtmacher, und unter den Männern als ein vorzüglicher Reiter. Schütze, Jäger und Schwimmer. Dabei hatte ihm die Natur auch noch, besonders bevorzugt in seinem Aeußeren, denn er war entschieden ein sehr stattlicher, hübscher Jüngling. Inbe-sonderheit war ihm jede anstrengende geistige Thätigkeit zuwider, und er hatte weder Pflichtgefühl noch sonstige ernste Tugenden. Es war mit Noth, daß endlich Walter seinen Bruder, der auf Vermittelung desselben Congreßmit- glieds eine Vacanz in West Point er-halten hatte, in die Militäracademie aufnehmen lassen konnte, und auch während der Studienjahre darselbst zeichnete er sich durch ungewöhnliche Trägheit aus, obwohl er trotz alledem zu den beliebtesten Cadetten zählte, denn sein Wesen und seine äußeren Vorzüge waren eben zu bestechend. Walter selbst hatte, trotz aller Charak-terfehler seines jüngeren Bruders, die seinem Scharfblick natürlich am wenig-sten entgangen waren, eine beinahe krankhafte Zuneigung, eine beinahe mütterliche Zärtlichkeit für ihn gefaßt, und von seinem Gehalte wandte er, bis Paul endlich seine Ernennung als Officier erhielt, mehr für den Bruder als für sich selbst auf.

Als Paul nun endlich seine Ernen-nung hatte und in dasselbe Regiment mit seinem Bruder kam, da bestrebte sich Walter wieder, wie er's schon vor Jahren gethan, einen tüchtigen und geschickten Menschen aus ihn zu ma-chen. Aber Paul wollte von dieser brüderlichen Bevormundung nichts wissen. Er war jetzt erwachsen, um halbe Kopfslänge größer als der Vele-ter, und da die Dankbarkeit nicht zu seinen Vorzügen gehörte, so wies er jeden Rath, jede Ermahnung mit Spott und Hohn zurück. Er zog es vor, der gesellschaftliche „Löwe“ des Regiments zu sein, den jungen Damen förmlich die Köpfe zu verdröhen, und seine übrige Freizeit auf angenehme Weise zu verbringen. Nur wenn er wieder einmal im Pater mehr Geld auf Parole verloren hatte, als er sein nannte, kam er zu Walter und bat um Hilfe. Und dieses wurde ihm von dem gutmüthigen Bruder auch jedes-mal gewährt. Es kamen Monate vor, während der Walter namentlich auf der „hard tack“ und Maisfladen lebte, nur um die Spielschulden seines leichtfertigen jüngeren Bruders bezahlen zu können. Wenn er dann aber dem Letzteren ernst in's Gewissen zu spre-chen versuchte, so lachte dieser nur auf seine halb freche, halb liebenswürdige Manier und verdröhte seinen Bruder auf die Zukunft. „Ich bin nun mal so, Du mußt mich eben nehmen wie ich bin. Später, wenn ich in die Jahre komme, werde ich schon vernünftiger werden.“ So sprach er dann, und auf diese Weise waren zwei Jahre vergan-gen.

Oft schon hatte Paul geklagt über das langweilige Garnisonleben, und hatte den Wunsch betont, den Krieg auch endlich einmal im Ernstfalle ten-nen zu lernen. „Dann wirst Du sehen, Bruder, daß ich den richtigen Stoff in mir habe,“ hatte er wiederholt bei sol-chen Gelegenheiten bemerkt. Und sein Bruder hatte ihn dann ernst angeblickt, hatte den Kopf etwas zusehnd ge-schüttelt und hatte nur erwidert: „Ich will's hoffen, Paul, ich will's hoffen, zur Ehre unseres Namens.“

Und nun war endlich die Gelegenheit gekommen. Die Apaches hatten sich wieder einmal auf den Kriegspfad begeben. Den directen Anlaß zu ihrer Erhebung hatten natürlich die Betrü-gerereien der Indianer-Contractoren gegeben, die zu viel Sand in das ge-lieferte Mehl und zuviel Schoddy in die gelieferten Wolldecken gethan hat-ten. Und jetzt hausten die rothen Teufel wieder wie es ihre Väter schon vor ihnen gethan — der unschuldige An-siedler, der Rancher und der friedliche Bürger wurden beraubt und ermordet, und Otel Sam's Soldaten mußten gegen die rothhäutigen Hallunken in's Feld rücken. Eine Schaar der In-dianer hatte sich, wie die Kundschafter ermittelten, nach dem westlichen Texas geschlagen, wo sie in San Geronimo County, demselben wo die Münder-Ranch lag, wie die lebhaftigen Sa-tansinder hausten. Und dem Doctorem, das unter Major Kimberley dorthin den Indianern nachfolgte, wurden auch die beider Brüder mitge-geben.

Dies war aber die Gelegenheit, auf die Paul so lange gewartet hatte, um sich Vorberer zu holen. Galt es doch, die Heimstätte der Eltern zu schützen und die Niedermegung Unschuldiger zu ahnden. Und Paul führte während der ersten 50 Meilen, die zu Pferd bei glühendem Sonnenbrand zurückgelegt wurden, noch die heftigsten Reden und seufzte sich darauf, mit den Apachen Abrechnung zu halten. Sein Bruder,

der ruhige, eiserne Walter, der den Indianerkrieg kannte, sagte nicht viel, sondern that nur seine Schuldigkeit in vollem Umfange. Und als die Truppe in die Gegend kam, wo die Indianer fessend und brennend gehaust hatten, als man die rauchenden Trümmer ein-geäscheter Gebäude sah und die grau-sam verkrümelten Leichen der Ermor-deten, da war wieder Paul derjenige, der sich vor Wuth und Kampfesifer nicht lassen konnte, während die äl-teren, erfahrenen Officiere nur schweigen, und mit düsterem Feuer in den Augen die Stirn runzelten. Aber der nächste Tag verging und der nächste, und von den rothen Unholden war nir-gends eine Spur zu entdecken. Sie waren wie vom Erdboden gelassen. Und endlich mußte sich Major Kim-berley schweren Herzens entscheiden, den Befehl zum Rückweg nach dem Fort zu geben, denn man hatte augen-scheinlich die Spur verloren. So ging's denn mühsam und langsam wieder zurück. Und als man nur noch einen knappen Tagesmarsch bis zum Fort hatte und Abends bei Sonnen-untergang sich gerade ansahnte, einen Engpaß zu durchreiten, um jenseits desselben auf günstigerem Terrain das Lager für die Nacht aufzuschlagen, da waren plötzlich die Indianer da. Zu beiden Seiten der steilen Abhänge wa-ren sie, geborgen hinter Bäumen und Felsblöden, und die erste Kunde, die die Truppen von ihrer Nähe hatten, war ein Regengrausen, der auf sie herab-fauste und drei der Krieger leblos hin-streckte.

Es war dunkel, und die einzige Ret-tung, wie Major Kimberley ganz rich-tig bemerkte, war darin, im Engpaß zu bleiben, Deckung zu suchen, und bis zum Anbruch des Tageslichts sich passiv zu verhalten, das Feuer von oben nur sparsam zu erwidern. Diese An-ordnungen wurden auch bestens aus-geführt, und die Officiere und alten Unterofficiere schritten vorsichtig das Terrain ab, um den Befehlen des Commandirenden Nachdruck zu ver-leihen. Plötzlich kam einer dieser Pa-trouillen, die aus Walter, einem jün-geren Officier und dem alten Sergean-ten Muldoon bestand, auf den jüngsten Lieutenant, auf Paul. Es war kein Zweifel möglich. Alle drei hatten sie's zur selben Zeit erblickt. Der junge Mann lag der Länge nach hinter einem umgefallenen Baumstamm auf der Erde ausgestreckt; ein vorspringendes Felsstück schützte ihn gegen die Ge-schosse von oben, aber die wahnsinnige Furcht sprach sich doch aus in den jugendlich-hübschen Zügen, die er mit der Hand halb verdeckt hatte, um den Schrecken nicht sehen zu müssen.

Walter erleichte bis an die Haar-wurzeln und einen Moment schwante seine kräftige Gestalt. Sein Kamerad, der jüngere Officier, wandte sich schnell um, als habe er nichts gesehen, und der alte Sergeant blickte nur schnell auf seinen Vorgesetzten, um dessen Mei-nung aus den Augen zu lesen. Aber Walter ärgerte nicht einen Moment. Mit zwei Schritten stand er an der Seite des Feiglings. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in ruhigem, militärischen Tone: „Lieute-nant Münder, melden Sie sich sofort bei dem Commandirenden, Major Kimberley. Ich werde über Ihren Fall Bericht erstatten.“

Damit wandte er sich ab und ging die 100 Yards lange Strecke des Eng-passes wieder zurück, wo er den Major gelassen hatte, und dem machte er keine Meldung in festem Tone. Aber dann trat er hervor, mitten in den Pfad, der den Engpaß durchschnitt, wo das Mondlicht strahlte, und blitzschnell hatte er sein weißes Taschentuch her-ausgenommen und es über die Brust ausgebreitet. Und die Apachen da oben hinter ihren Schlafpunkten sahen diese Scheibe deutlich im Silberlicht: des Mondes glänzen, und eine Sekunde später erschollen gleichzeitig 4 Schüsse. Zwei davon hätten schon genügt, denn mit zerschmettertem Kopfe und durch-schoffener Brust fiel Walter Münder vorwärts auf die Steine.

Die Ehre des Namens war gerettet.

— Richtiger. M.: „Was sagt Du zu dem aetrigen Benefizabend des Schauspielers?“ — B.: „Ach, das war ein — Ma'effizabend.“

— Verschnappt. Gast (ironisch): „Von welchem alten Gaul rührt denn dieses Weesiteal her?“ — Wirth (eilig): „Bitte sehr, das ist sogar ein Füllen gewesen!“

— Ein Verfolger. Ihre Schwiegermutter verfolgte Sie wohl auf Schritt und Tritt?“ — „Ich sag' Ihnen, wenn ich in einen Abgrund fiel — die stürzte sich mir nach!“

— Im Theater. Herr: „Bitte, ersuchen Sie Ihre Frau, den Hut abzunehmen, da ich nicht auf die Bühne sehen kann!“ — Gatte: „Ersuchen Sie sie selbst, ich traue nicht!“

Reporterphantase.

Von W. H. Mullmann.

Das war wirklich eine ganz merk-würdige Geschichte. Eines Tages er-schien nämlich in der „Leuchte von Bernunft“ eine von John Stewart, dem Editor, gezeichnete Notiz, die folgen-dermaßen lautete: „Wir bedauern es aufrichtig, daß unser vollständig nach seinem Werthe geschätzter Redaktionscolleague Ward seine Beziehungen zu unserem Blatte gelöst hat und wir geben zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß dieser ehren-würthe Herr recht bald eine seinen Talenten entsprechende Stellung als Kohlenbrenner, Stiefelputzer, Kamin-feger oder Bahndammbohrer finden möge.“

An demselben Vormittag, an dem diese Notiz in der „Leuchte der Bernunft“ erschien, begab sich der Editor in das Reporterzimmer seines Jour-nals, wo er die beiden Hauptreporter, die Herren Richard Lowe und Harry Harrison, bereits bei der Arbeit fand. Sie waren damit beschäftigt, einen Brand zu beschreiben, der in der Nacht ein Haus in Detroit eingestürzt hatte und während Harry Harrison die Enttöschung und den Verlauf der Feuersbrunst schilderte, war Richard Lowe, dessen Stärke die phantastische Ausföschung der Thatsachen war, die Aufgabe zugefallen, die Episode von der Rettung eines schlafenden Kindes zu schildern, das ein braver Feuerwehrmann von Detroit, dessen Bescheidenheit sich die Nennung sei-nes Namens ernstlich verbeten hatte, mitten aus den Flammen herausgeholt hatte.

„Meine Herren“, sagte der Editor hier zu seinen beiden Mitarbeitern, in-dem er, wie es seine Gewohnheit war, mit raschen Schritten im Zimmer auf- und abging, „Sie wissen, daß nach dem so schmachvollen Verdrüben dieses Lumpen-Ward die Stelle des Politikers im Bureau meines Blattes zu befehen ist. Nun wohl, meine Herren, ich habe be-schlossen, diese Stelle, die mit einem monatlichen Einkommen von 100 Dol-lars dotirt ist, einem von Ihnen bei-den zuzuwenden.“

Die Herren Richard Lowe und Har-ry Harrison erhoben den Kopf etwas und richteten die Blicke mit dem Ausdruck begreiflicher Neugierde auf ihren Chef, der folgendermaßen fort-fuhr:

„Zunächst, meine Herren, einem von Ihnen beiden und zwar demjenigen, der mir binnen einer Stunde, also bis 11 Uhr, eine Notiz liefert, die geeignet ist, in Detroit einiges Aufse-hen zu machen. Denn bei einem Jour-nalisten kommt es nicht bloß darauf an, etwas Gutes zu liefern, das dem Geschmack der Leser zusagt, er muß auch die Gabe besitzen, das Gute rasch zu liefern und sich den Augenblick dienlich zu machen. Also binnen ei-ner Stunde, bis 11 Uhr! Und nun machen Sie sich an die Arbeit!“

Als der brave John Stewart wie-der verschwunden war, sahen sich die beiden jungen Leute an und lächelten. Mr. Lowe zündete sich eine Cigarette an und nachdem er eine Zeit lang sin-nend den Rauch mit seinen Blicken verfolgt hatte, der durch das offene Fenster seinen Weg in das Freie fand, schrieb er rasch die folgenden Zei-len nieder:

„Das wirksamste Sprengmittel. Ein Schwein, das zu viel Durst hatte.“

Ein Loch in der Erde. „Das wirksamste Sprengmittel, das Alles übertrifft, was menschlicher Scharfsinn und Erfindungsgeist auf diesem Gebiete geschaffen, ist das von unserem Mitbürger Charles Bloom erkundene und nach ihm benannte Bloomit, dessen Vorzüge kürzlich in unserem Blatte nach Gebühr gewürdigt wurden. Als Beweis dafür diene fol-gende wahrhafte Geschichte, die sich vor einigen Tagen an der Prairie du Chien, wo an der neuen Bahn Sprengarbei-ten vorgenommen werden, zugetragen haben soll. Der Bauunternehmer hatte einige Häßer Bloomit in einer Erdhöhle verborgen, aber eines Tages ließ ein Arbeiter die Thüre offen ste-hen, die zu diesem Versteck führt, und ein Schwein, das gerade des Weges kam, legte an einem offenkundigen Fleck; und da dieses flüchtige Spreng-mittel — dem vielleicht Syrup beige-mischt ist? — die Eigenschaft hat, sehr süß zu schmecken, so trant es sich schließlich voll. Hierauf gerieth es in einen Stall, in dem ungefähr vierzig dem Unternehmer gehörige Pferde standen. Das Schwein trieb sich zwi-schen den Beinen der Gänse umher, bis eins derselben ihm einen tüchtigen Schlag mit dem Hufe des rechten Hin-terfußes versetzte. Infolge dieses ge-waltsamen Anstoßes ging die Geschick-los, das Schwein explodirte und weder von ihm noch von den Pferden hat man jemals auch nur ein Stückchen er-

blickt. Wo sich der Stall befand, da ist jetzt ein ungeheures Loch in der Erde von 100 Yards Umfang und 50 Yards Tiefe.“

„Sehr gut“, sagte Mr. Stewart, als er diesen Bericht über die Wirkung des Bloomit gelesen hatte. „Nun werden wir sehen, was Harry Harrison uns liefern wird. Wo bleibt er denn, der kleine Harry?“ Er hat nur noch zwanzig Minuten Zeit.“

Der kleine Harry Harrison sah um diese Zeit noch immer an seinem Schreibpult und laute an seinen Kä-geln, wie es seine Gewohnheit war, wenn er etwas zu schreiben hatte und wenn ihm nichts Bescheidtes einfallen wollte. Wie sollte er es anfangen, um als Sieger aus dieser Concurrenz her-vorzugehen? Wie sollte er überbieten, was die Einbildungskraft und die journalistische Fixirtheit seines Collegen so schnell zu Papier gebracht hatte? Er sann nach und fand nichts. Und doch, wenn ihm eine tüchtige Laune des Schicksals diese wohlthätige Stelle in den Schoß werfen würde, dann hatte er ja, was er brauchte, um ein Weib und allenfalls auch noch ein Paar Kin-der zu ernähren; dann konnte er vor den Vated seiner geliebten Kitty treten und —

Da sah er auf einmal das süße liebe Kind vor seiner träumenden Seele, wie sie ihm die Hand zum Abschied reichte, mit einem gar traurigen Blick, und wie er doch lächeln wußte, als er in ihrem blonden Haar die blaue Feder bemer-kte, die dort von ihrem Hute zu-rückgeblieben war. Und dann dachte er an die harten Worte, mit denen ihn kurz vorher Thomas Slater, der Vater der schönen Kitty, abgewiesen hat-te: „Was haben Sie, ein junger Mann, der noch nichts hat, der Tochter eines Mannes zu bieten, der bald nichts mehr haben wird?“ Ja, ja. Papa Slater ging es nicht zum Besten, denn das Bier, das er braute, wollte Niemand trinken, und die Garten-wirtschaft „Zur schönen Aussicht“, die er im Frühjahr eröffnet hatte, zählte wohl einige hundert Bäume und Stühle, aber das Unglück war, daß Niemand darauf Platz nehmen wollte.

An Alles dies dachte Harry Harri-son in diesem Augenblick. Und immer und immer wieder hatte er dasselbe Bild vor sich: das reizende rosige Ge-sichtchen von schön Kitty, das jetzt et-was bleicher war, als gewöhnlich, und die blauen Augen, in denen eine Thräne schimmerte, und das blonde Haar mit der blauen Feder. . .

Und dann kam auf einmal etwas, überraschend wie Humor der Verzweif-lung, und mit fliegender Hast schrieb er folgende Zeilen nieder:

Das schönste Mädchen. Kitty mit der blauen Feder. Der Traum eines Reporters. „Wenn der wohlgenährte Leser das schönste Mädchen im Lande sehen will, das zugleich die größte Merkwürdigkeit unserer Stadt ist, so suche er gegen Abend, wenn die Arbeit des Tages ge-than ist, den Biergarten „Zur schönen Aussicht“ auf, wo Mr. Slater das von ihm selbst gebaute Standard-Bier verzapft. Mr. Slater nennt das schönste Mädchen, die blonde Kitty, sein eigen, das zugleich die größte Merkwürdigkeit unserer Stadt ist. Denn der Natur hat es gefallen, dieses holde achtzehnjährige Kind nicht nur mit alleinigen Reizen des Leibes und der Seele zu schmücken, sie hat auch in ei-ner ihrer Launen, welche die Wissen-schaft zu ergründen und die Poesie zu beuten vermag, ihr wunderliches Spiel mit diesem Mädchenkopf getrieben, den sie auch mit soviel Lieblichkeit ge-schmückt hat. Auf dem Scheitel des-selben empfindet sich nämlich an jedem Morgen, sobald die Sonne ihre Kraft läßt, mitten aus dem Genirde der blonden Locken eine zarte staumarti-ge Feder, deren Grau bei fortchreitendem Tageslicht hellere Farben an-nimmt und um die Mittagszeit in ein ziemlich dunkles Blau übergeht. Gegen Abend bleicht die Feder wieder und sobald die Sonne untergegangen ist, löst sie sich auf und fällt von dem schö-nen Haupte ab, auf dem sie eine so feltman Zierde bildet. Die größten dieser Federn, von denen man schon eine stattliche Anzahl gesammelt hat, sind einen, die kleinsten ungefähr einen hal-ben Zoll groß. Wie wir hören, tref-fen morgen zwei Mitglieder des New-Yorker Wissenschaftlichen Clubs hier ein, um diese ganz einzige und getebe-zu beispiellose Merkwürdigkeit unserer Stadt zu besichtigen.“

„Hui!“ meinte der Editor, als er das Elaborat des Herrn Harrison ge-lesen hatte. „Nicht übel! Aber man wird sagen, daß in der „Leuchte der Bernunft“ eine faulstidde Lüge zu le-sen war.“

Es wäre nicht die erste — dachte Harry Harrison, aber er hütete sich es zu sagen. Er sagte überhaupt Nichts, sondern er deutete auf die letzte Zeile der Ueberschrift seiner Notiz, wo zu

lesen war: „Der Traum eines Repor-ters.“

„Ach so!“ sagte der Editor. „Sie haben das Alles nur geträumt! Und der Leser wird das übersehen, wie ich es übersehen habe. Nicht übel! Oh, Sie sind ein geriebener Bursche, kleiner Harry!“

Am anderen Morgen erschien in der „Leuchte der Bernunft“ die Notiz über das Schwein, das den übermäßigen Genuß von Bloomit mit seinem Leben zu bezahlen hatte und das noch 40 Pferde mit sich in das Verderben riß. Man sprach ziemlich viel über den seltsamen Vorfall, aber man hielt ihn nicht für eine Thatsache, sondern für die Erfindung eines reklamebedürftigen Fabrikanten, und so blieb die er-wartete Wirkung aus. Von der „Leuchte der Bernunft“ wurden nur etwa 80 Exemplare mehr als gewöhn-lich abgesetzt; immerhin ein Erfolg, der sich jedoch in bescheidenen Grenzen hielt.

Ganz anders war die Wirkung, welche die kleine Geschichte von dem „Mädchen mit der blauen Feder“ hatte. Sie fiel wie eine Bombe unter das Publikum und richtete besonders in den Köpfen der Frauen, aber auch unter der männlichen Jugend die stärksten Verheerungen an. Ein junges hübsches Mädchen, dem jeden Tag eine blaue Feder auf dem Kopfe wuchs, die am Abend wieder abfiel, wie ein wel-tches Blatt, — hatte man je so etwas gehört?

Aber ob wohl die Geschichte auch wahrscheinlich, — fragte man sich. Nur, man konnte sich ja durch den Au-genschein überzeugen. Und am Nach-mittag pilgerte Alles nach dem Bier-garten des Brauers Thomas Slater und man besaßte sich, früh genug hin-zukommen, ehe noch die Feder abgefal-len war. Aber die schöne Kitty war nicht zu sehen, denn sie war krank und lag zu Bette. Und so oft man den Vater nach seinem Töchterchen fragte und sich nach der Größe erkundigte, welche die Feder des Tages erreicht hatte, brummte Thomas Slater vor sich hin: „Dummes Zeug! Sind die Leute denn alle verrückt?“ Am nächsten Tage aber, als er sah, daß sein Gat-ten wieder mit Gästen gefüllt war, gab er ausweichende Antworten und erklä-erte mit einem Seufzer, daß sein Töch-terchen „in den Federn“ stecke, weil sie krank sei.

Aber bald genug kam der Tag, an dem die schöne Kitty wieder gesund wurde. Denn nun war Folgendes ge-schehen: die Nummer der „Leuchte der Bernunft“, in welcher die Notiz von dem Mädchen mit der blauen Feder erschienen war, hatte reisenden Abiag gefunden und in Folge dessen hatte Harry Harrison die Stelle des Politi-kers in der Redaktion dieses Blattes erhalten. Und nun konnte der kleine Harry als ein Mann mit gutem und sicherem Einkommen vor den Vater der Geliebten treten: und um die Hand der Tochter bitten, die ihm auch nicht ver sagt wurde. In der „Leuchte der Bernunft“ aber erschien eines Tages eine Notiz, welche den Leser darüber aufklärte, daß es sich ja, wie auch schon aus der Ueberschrift zu ersehen sei, bei jener Notiz über das Mäd-chen mit der blauen Feder um den Traum eines Reporters gehandelt habe. . .

Getränkter Ehrgeiz. „Fruul'n Doctorin, i thät schon bitten um a Biff'l was!“ — „Da haben Sie! Im Uebri-gen, schämen Sie sich, zu be-teln!“ — „So, schön! Dös war der Dank dafür, daß mir, dös weiblichen Geschter, eigentlich die Anregung zur Frauenemanzipation geben hab'n!“

Prosa. Werber: „Hat Sie Ihre Frau'n Tochter nicht auf mein Antraq vorbereit'et?“ Wankler: „Was braucht sie mich vorzubereiten. . . so viel kleines Geld habe ich immer im Hause!“

Im Restaurant. Gast: „Das Beesiteal ist aber heute so zart und fein.“ Wirth (murrend): „Natürlich, und ich kann mich hier ad-äquälen — der Schafkopf von Kellner hat die Portionen verwechsell!“

Anspruchsvoll. Erster Gauner: „Ra, Ge, Du hast bet Steh-len wohl ganz uffgejeben?“ Zweiter Gauner: „Ne, i wart' man bloß, bis der neue Gefängniß fertig is — det alte is mir zu schäbig!“

Beim Schopf gefaßt. Otel: „Wenn Du in diesem Jahr Dein Eramen machst, beagle ich alle Deine Schulden!“ Reffe: „Nun, dann pumpe mir mal gleich hundert Mar. . . Du kannst sie Dir ja später zurück-geben!“

Liebevoll. „Dent Dir nur liebes Frauchen, bin vöthlich armer Mann geworden! Ruinirt! Alles ver-loren! Was sagst Du zu dieser Schreckensnachricht?“ — „Hui — vor der Hochzeit wäre sie mir auch lieber gewo-sen!“